

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 2. August 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 51

Das deutsche Lied.

Von Konrad Ries.

Als wir entflohn aus Deutschlands Gauen,
Durchglüht von jungem Wanderdrang,
Um fremder Länder Pracht zu schauen,
Zu lauschen fremder Sprache Klang,
Da gab zum Segen in die Ferne
Die Heimat uns ihr deutsches Lied,
Das nun, gleich einem guten Sterne,
Mit uns die weite Welt durchzieht.

Wohin auch uns're Wege führen,
Zum Steppensaum, zum Meeresstrand,
Wo immer wir ein Heim uns künden,
Im tiefen Süd, im hohen Nord:
Der deutschen Heimat Segensgabe
Von uns'rer Schwelle nimmer flieht,
Und als des Herzens schönste Gabe
Bleibt heilig uns das deutsche Lied.

Es klingt um hohe Urwaldtannen,
Am blauen Golf, am gelben Strom,
Fern in den Hütten der Sabannen
Und ferner unter'm Palmenbaum;
Es braust aus frohem Reckertreite,
Es jauchzt und schluchzt mit Mann
und Maid.

Und klagt in wehmütiger Weise
Von alter Lust und altem Leid.

Und wo es klingt, da bricht ein Blühen
Und Leuchten auf im weiten Rund,
Wie Weidenbüschel und Rosenblühen
Geht's durch der Herzen tiefsten Grund;

Was längst zerronnen und zerstoßen,
Was mit der Kindheit von uns scheidet,
Es wird in Träumen neu geboren,
Wenn uns umrauscht das deutsche Lied.

Wir schau'n der Heimat grüne Tale,
Der Schwabe Rest am Wäldersaum,
Wir ziehn im Morgenrothstrahl
Durch's alte Tor zur Stadt hinaus,
Wir hören ferner Gloden Klingeln
Und deutscher Eichenwälder Wehn;
Wir fühlen junges Frühlingsringen,
Und erster Liebe Auserkies'n!

Und ob auch Frühzeit viel und Blüten
Die Hand auf fremder Erde zieht,
Wir wollen segnen doch und büten
Den Frühlingsproph, das deutsche Lied.

Das uns zum Segen in die Ferne
Die Muttererde einst beschied,
Und das, gleich einem guten Sterne
Mit uns die weite Welt durchzieht!

Der Falschspieler.

Eine Kinematographen-Geschichte.
Von Gustav Young.

Der Schneidermeister Hans Bibus hat schon seit Jahren in dem, ein paar Kilometer von Heidelberg entfernt, Dorf Dingselhausen sein Handwerk aus. Seine Kundschaft ist nicht gar groß, daher der Verdienst gering und wenn er sich täglich satt essen kann, so hat er dies nur seinem braven Weibe zu verdanken, das mit eisernem Sparsinn im Hause waltet. Bier und Wein oder gar einen Braten gab's höchst selten und gerade nach diesen Genüssen legte des Schneidermeisters Schlemmaul am meisten. Das alte Lied von den verbotenen Früchten.

Zwei- oder dreimal im Jahre gab sich aber doch die Gelegenheit, hinter dem Rücken seines Weibes diesen Genuss zu kosten und gerade nach diesen Genüssen legte des Schneidermeisters Schlemmaul am meisten. Das alte Lied von den verbotenen Früchten.

Die alte Geschichte von dem Schneidermeister Hans Bibus, der sich hinter dem Rücken seines Weibes diesen Genuss zu kosten und gerade nach diesen Genüssen legte des Schneidermeisters Schlemmaul am meisten.

Die alte Geschichte von dem Schneidermeister Hans Bibus, der sich hinter dem Rücken seines Weibes diesen Genuss zu kosten und gerade nach diesen Genüssen legte des Schneidermeisters Schlemmaul am meisten.

„Knobeln“ ging's lustig her; mehrere bereits geleerte Flaschen gaben den Kommentar dazu. Mit großem Interesse verfolgte unser Meister das Spiel, bei dem mitzutun sein heißes Verlangen wurde. Nachdem die Spieler etliche leise Worte mit dem Wirt gewechselt und dieser wie bejahend dazu nickte, forderten dieselben unseren einsam sitzenden Hans Bibus zu seiner nicht geringen Freude auf, an ihren Tisch zu kommen und mitzutun.

„Sie kennen ja die Hofe?“ bemerkte einer der Spieler. „Immer einer Runde mit drei Würfeln und wer die wenigsten Augen hat, zahlt eine Flasche Affenthaler.“

Das Spiel nahm nun seinen Weitergang; wer aber ausgesprochenes Pech hatte, das war unser Schneider. Jede Runde kostete ihn eine Flasche. Seine Aufregung, namhaft unterstützt durch fleißiges und häufiges Trinken, stieg von Runde zu Runde. Sein sonst farbloses Gesicht glühte, die kleinen, ewig winternden Augen flackerten in unheimlicher Feuer und die den Bedenker führende Hand geriet in immer nervöseres Zittern. Nun war auch die vierte Flasche verloren.

Schauernd dachte Bibus an dem Preis des Weines und an sein Vermögen von ganzen fünf Mark, tröstete sich aber wieder mit dem Gedanken, daß der Wirt ihn ja tenne und den Verlust gerne anfreiden würde.

Doch — was war das? Unter dem Tisch tastete die Hand seines Nebenmannes nach der seinen und drückte ihm mit den geflüsterten Worten: „Nehmen Sie die — ich lasse die anderen geschickt verschwinden“ ein paar Würfel in die Faust. „Nur Mut, Sie müssen damit gewinnen.“ Bibus, vom Weine schon halb berauscht und infolge des dauernden Verlustes verbittert, griff ohne Ueberlegung zu. Ein tücher Wurf — und drei „Sechsen“ lachten ihm entgegen. Im selben Augenblick aber hatte ihn sein Gegenüber schon beim Schopfe, während der Zweite dem armen Schneiderlein ein Glas Wein ins Gesicht schüttelte.

Gerade der aber, welcher ihm die falschen Würfel zugesteckt, spielte unbegreiflicherweise den Enttäuschten. Die Epitaph: Falschspieler, Bauernfänger, Lump etc. flogen nur so in der Luft herum. Bibus sollte dazwischen er sei unschuldig, die Würfel habe ihm sein Nachbar aufgedrungen, er sei ein zwar armer aber ehrlicher Kerl und zahle, was er verloren. Seinen Unschuldsbeteuerungen folgte nur dröhnendes Gelächter und die kategorische Aufforderung, den fälligen Wein zu bezahlen, dann erst wolle man sich über einfachen Hinauswurf oder Retention schlüssig werden. Mit biden Tränen in den Augen blickte er, wie Schuch suchend, dem so ganz eigentümlich lächelnden Wirt ins Gesicht. Der war doch immer so freundlich gegen ihn und jetzt — hatte er für den unglücklichen Schneider nichts übrig, als ein hämisches Lächeln und ein Juden mit den Schultern. Ja, selbst den Kredit verweigerte er, als das Geld für die große Zeche nicht reichte.

„Da machen wir kurzen Prozeß mit solchem Schwindler“, schlug der eine der Spieler vor. „Geh, Arthur, hole einen Schuttmann, einmal im Loch drinnen, wird der Kerl schon Farbe betennen.“

Der Scham, Schmerz und Zorn laut ausschlagend, barg der Schneider sein Gesicht in den Händen. Blikartig fuhr ihm nun der Gebante an sein Weib durch das schmerzende Hirn. Was wird die denken, wenn er heute nicht heimkommt, wenn sie später gar erfährt, daß er gespielt und eine Menge Wein, noch dazu den teuren Affenthaler bezogen? Geh! auch noch Alles gut aus — denn seine Unschuld muß ja klar werden — so ist's dann für künftige Zeiten mit den schönen „Sporteln“ vorbei. Ohne Reile kam er kaum davon; da konnte er die schlagfertige Alte leider zu gut. Auch daß sie ihn, um seine Reue schwendung hereinzubringen, wochenlang auf die schmalste Ration setzen würde, fiel ihm mit Schaudern ein.

Eine tiefe Stimme in erstem Beschlusse schreie ihn jäh aus seinem Gefühlsauf. „Kommen Sie, ruhig mit. Der geringste Widerstand würde Ihre Lage nur verschärfen.“

Am ganzen Leibe zitternd erhob sich Bibus. „Herr Schuttmann“, stotterte er, „ich — bin ganz unschuldig. Ein Mißverständnis — ich bitte — lassen Sie mich fort.“ Dieser meinte lächelnd: „Ja, ja. Unschuldig! Wir kennen das. Machen Sie keine Geschichten und kommen Sie, Abanti. Und Sie, meine Herren, muß ich bitten, auch Zeugen sich anzuschließen.“ Nun sah Bibus Alles verloren. Ein

an Verzweiflung grenzender Mut packte ihn. „Ich geh nicht“, schrie er, „ich bin unschuldig. Und ich geh nicht, auch wenn ich einen Mord begangen hätte.“

„Dann bewaure ich“, sagte der Schuttmann kurz, und ehe unser unglücklicher Schneider noch recht wußte, was mit ihm geschah, knipste bereits der Polizist den Verschluß der angelegten Handschellen zu.

Der Transport des sich mit Händen und Füßen Sträubenden war ein ziemlich schwieriger und war auch der Weg zum Arrestlokal ein ziemlich kurzer, schloß sich dennoch, wie aus dem Boden geäußert, dem Zuge eine Schaar Wüsten an, die mit Halloh und Juchhe dem Arrestierten das Geleit gaben.

Das erste mit Hans Bibus unmitteilbar nach seiner Einbringung eingeleitete Verhör durch den Polizeibeamten, brachte in der Angelegenheit nicht die mindeste Klärung. Die drei Spieler hielten ebenso an ihrer Verschuldigung fest, wie Bibus an seiner Unschuld, weshalb der Beamte die Inhaftierung des Arrestierten anordnete, ein zweites schärferes Verhör für den kommenden Morgen in Aussicht stellend.

Da sah nun der arme Schneidermeister weinend auf der harten Pritsche, sich die ganze Welt verschlingend. Wenn sie ihn von da auch herausliehen, nach Hause ging er nicht. Für eine Flucht nach Amerika hatte er aber kein Geld — blieb also nur Selbstmord der einzige Weg, um Allem ein Ende zu machen.

Ein grelles Licht, das plötzlich die Zelle erleuchtete, machte ihn erschreckt aufstehen; vor ihm stand ein wunderhübsches, im freundlich anladendes, junges Mädel, das durch ein Zeichen mit dem Zeigefinger an ihren Lippen zur Vorsicht mahnte.

„Ich bin Lotti, die Tochter des Kerkermeyers“, lächelte sie und bringe Ihnen hier eine Schüssel Suppe. Hab' gehört, daß man Sie unschuldig verurteilt. Ich sag' unschuldig, weil ich Sie ja zu gut kenne. Sie sind doch der Hans Bibus, nicht wahr?“

„Ja, ja“, gab dieser befangen und neue Hoffnung schöpfend zur Antwort. „Freilich bin ich der Bibus und unschuldig bin ich auch.“

„Ich kenne die drei Kumpans, die Sie arreterieren ließen“, tröstete Lotti, „das sind schlechte Kerle durch und durch, deshalb tun Sie mir so leid, daß ich Ihnen gerne helfen möchte.“

„O tun Sie das, habes Kind, retten Sie mich vor Selbstmord.“

„Aber, aber, wer wird denn gleich an so was denken, Sie gefallen mir —“

„Ich verstehe nicht recht, daß ich das sage, aber s' ist so. Ich will Ihnen helfen fortkommen. Ich lasse die Tür unversperrt und wenn Sie mich dann draußen singen hören, laufen Sie über den Hof zum Hintertor hinaus und keine Raß findet Sie mehr.“

Hans Bibus schüttelte zweifelnd den Kopf. „Das ist Alles recht lieb von Ihnen, bezugs Schächden, aber morgen Holt mich der Gendarm doch wieder von daheim.“

„Ach nein“, tröstete das Mädchen und streichelte des Schneiders Wangen. „Folgen Sie mir nur, nix geschieht Ihnen. Gehn's aber ja vorher zum „gestiefelten Kater“, bevor Sie den Heimweg antreten. Der Wirt, mein Onkel, erwartet Sie behufs einer sehr wichtigen Mitteilung. Haben's nur keine Angst; s' geht Alles gut aus.“

Dieser trostreiche Zuspruch gab Bibus wieder allen Lebensmut zurück. Dem Mädchen beide Hände reichend, sagte er: „Biel Dank, Du heiziges Mädel für Deine Hilfe, Gott wird Dir's vergelten. Aber einen Ruf von Dir möcht ich mit auf den Weg.“

„Wegen meiner schon“, meinte Lotti ruhig. Und der wieder ganz fröhliche Schneider nickte diese Erlaubnis so gründlich aus, daß das Mädchen ihn endlich lachend von sich stieß und aus der Zelle floh.

Als Hans Bibus den „gestiefelten Kater“ betrat, schlug's von den Kirchhürnen sechs. Herlich lachend kam ihm der Wirt mit den drei Spielern entgegen. Der Schneider stutze und wollte vom Fleck umkehren. „Halt, Freund Bibus“, kommandierte der Wirt, „die Herren da haben Ihnen was zu sagen!“

Bibus glaubte zu träumen. Die schüttelten ihm fortdial die Hände und der, welcher ihm die falschen Würfel zugesteckt, begann:

„Herr Bibus, Sie verstehen, daß wir Sie als Objekt benötigen. Die ganze Geschichte war eine gut angelegte Komödie, die eine prächtige Novität für alle Kinematographentheater bilden wird. Wir danken Ihnen wärmstens für Ihre von uns erzwungene Mitwirkung und erlauben uns

als kleines Entgelt für Ihre ausgestandenen Anstrengungen unseres Hauses hiermit 300 Mark zu überreichen. Wir hoffen auch für unser brühtes Vorgehen Ihre Verzeihung zu erlangen. Wir mußten so handeln, sonst hätte die Geschichte unwahr gerollt.“

Etwas ein Vierteljahr nach den oben geschilderten Begebenheiten erhielt Hans Bibus die Nachricht von dem plötzlichen Tode seiner Tante Barbara in Stuttgart. Da Herr Bibus und Frau Bibus mit Sicherheit auf eine größere Erbschaft rechneten, wurde die mit erheblichen Kosten verbundene Reise nach der württembergischen Hauptstadt beschlossen. Gar angenehm waren sie allerdings nicht überrascht, als ihnen dort statt der erhofften Tausende nur ebenso viele Hunderte ausbezahlt wurden. Aber sie dankten Gott und der dahingegangenen Tante für dieses Wenige. Da ihr Zug zur Heimreise erst gegen Mitternacht von Stuttgart abging, schlug Bibus seiner Gattin einen Besuch des Variete vor, welche Zeche die Frau, die „so was“ noch nie gesehen hatte, mit Freuden aufgriff.

Frau Bibus fühlte sich in dem schönen Theatersaal recht wohl. Was sich da vor ihren vernunft drei-schauen Augen abspielte, war einfach großartig, prachtvoll, herrlich und so weiter. Den Nummern der Sängerin, des Jongleurs, der Stelzenkünstler und den dreifertiger Stunden folgte endlich die Vorführung des „Kinematographen“. Gebort hatte die Frau Bibus schon des Besten von den lebenden Photographien, aber heute sah sie dieses „Wunder“ zum ersten Male. Die einzelnen ernsten oder heiteren Bilder verfolgte sie mit regstem Interesse, nur ging es ihr nicht ein, „wie so was gemacht wird.“

Ihr Mann gab darauf zur Antwort: „Ja das maden's halt schon so.“ Jetzt zeigte die weiße Wand die Aufschrift: „Der Falschspieler“. Frau Bibus nahm einen Schluck Wein und setzte sich zurecht. Das mußte besonders interessant werden. Aber schon das erste Bild übte auf das Ehepaar eine nahezu lähmende Wirkung aus. Das war ja die Wirkstätte, zum gestiefelten Kater“ in Heidelberg! Und dort am Tische saß Hans Bibus, wie er lebte und lebte und am Nebenbische wülfelten ein paar Gäste.

Frau Bibus traute ihren Augen nicht. War das wirklich ihr Hans? Und wie kam der in den Kinematographen hinein? Der Schneider aber, der den ganzen Sachverhalt nur zu gut kannte, fing erhebtlich zu schreien an. „Herrgott! Was da noch nachkam, war einfach gräßlich und was „sie“ dazu sagen würde, wagte er kaum auszubedenken. Ein Tröst blieb ihm. Die 300 Mark beim Wirt, mit diesem Rammon wollte er sein Weib schon befangen.

Szene auf Szene zeigte mit schrecklicher Genauigkeit der laufende Film — bis zu jenem in der Zelle. Wortlos, wie zu Stein erstarrt, folgte Frau Bibus der anrührenden Begebenheit, in der ihr Mann eine so niederträchtige Rolle spielt. Als aber Bibus in der Zelle die schöne Lotti stürmisch abkühlte, sprang Frau Bibus wie elektrisiert von ihrem Sitze auf und verfiel ihrem Schreul von Gatten eine wüthende Ohreize.

„Du Lump, Du“, klang es energisch durch die herrschende Finsternis, „Spielen, Saufen und zuletzt Mädel abschmagen! Pui! Du — Du — Du...“

„Das war ja Alles eine abgemachte Sache“, raunte Hans Bibus, sich die brennende Wange reichend, seiner Ehehälfte zu. „Schweig doch! s' Publikum schimpft und lacht schon. Ich habes damit 300 Mark verdient.“

Das Wort „300 Mark“ wirkte wie Del auf das erregte Gemüt der Frau. Sie schloß die Augen und fragte sie nur noch: „Wo ist das Geld?“

„Deponiert beim „gestiefelten Kater“ Wirt“, gab Bibus rasch zur Antwort; „wir können's am Heimweg gleich mitnehmen.“

„Schön“, sagte die Frau, des Gatten Hand fassend: „Wenn Alles nur ein Spiel war und obendrein so nobel bezahlt wurde, hab' ich kein Recht mehr zu schimpfen. Die Ohreize, die ich Dir in der ersten Rasche gegeben, hast halt für den nächsten Verdrub gut. Und jetzt gehen wir solange es finster ist, damit man uns nicht auslachen kann.“

Der Schreibtisch meiner Frau.

Von Theo. von Rom (Glag).

Meine kleine Frau besitzt einen entzückenden Schreibtisch. Als wir die Aussteuer = Möbel ausuchten, blieb sie mit einem Schrei der Begeisterung stehen und rief: „D, den muß ich haben! Den muß ich haben! Gerade so einen sah ich neulich!“ Da ich nun eine unbegrenzte Hochachtung vor der Ansicht meiner Frau empfinde, betrachtete ich mir das bewundernde Möbel eingehend und meinte: „Sehr hübsch und modern! Aber wir haben doch schon einen Nippeschrank für den Salon notiert.“

„Darauf Enttäuschung bei Hella und mitteilende Geringschätzung bei dem Möbelschmied. Dieser zog an einem zierlichen goldenen Griff und überdeckte eine mit hellblauem Tuch bezogene Platte heraus.“

„Nein, wie entzückend!“ jubelte Hella. „Diesen Schreibtisch muß ich haben, Theo!“

Kopfschüttelnd schaute ich auf den Nippeschrank, der ein Schreibtisch sein sollte — bisher glaubte ich harmloser Weise, man müsse allen Möbeln schon von außen ansehen, wozu sie dienten. Da aber Hella entzückt war und mich mit ihren lieben Augen anblickte, als hinge Glück und Seligkeit von meiner Zustimmung ab, so beilegte ich mich, ebenso strahlend auszuweichen, und der Schreibtisch wurde gekauft. Er kostete freilich ein großes Teil mehr, als ausgegeben werden sollte, aber — wir lassen dafür den Spültisch in der Küche weg.“

„Natürlich, Schatz, wozu braucht man überhaupt einen Spültisch!“ versetzte ich — ich hätte sogar auf alle Kochtöpfe und Porzellanteller verzichtet beim Anblick ihrer Freude! — Nun nimmt der entzückende Schreibtisch schon zwei Jahre den Ehrenplatz in unserem Salon ein. Er paßt zwar nicht dahin, da er modernen Stil zeigt, und die Salommöbel ausgesprochen Rokoko — aber alle Besucher sind begeistert. Er wirkt auch großartig. Seine linke Seite trägt einen Aufbau — „in schlichten Linien“, sagt Hella — mit einer viereckigen Glasplatte, hinter der „füßige“ Meißener Porzellanfiguren stehen; rechts läuft die Rückenlehne in einen phänomenalen Schnörkel aus, an dessen Ende Hella sinnreich einen vergoldeten Stabwägel von roten Federn gehängt hat. Denn trotz der falschen Linien gibt es erstaunlich viel abzutun: da steht erhebtlich ein Tintenfaß, Jurech, ein richtiges Tintenfaß! Tinte ist freilich nicht darin, und wenn welche drin wäre, müßte man vor dem jedesmaligen Entdecken auf einen kleinen Knopf drücken, damit der prächtig gravierte Deckel aufspringt — es ist nämlich ein patentiertes staubfreies Tintenfaß, ganz aus Perlmutt! Daneben trägt ein großer Nistkasten für Unmengen von Ansichtskarten aus China, Japan, Kamerun und anderen schönen Fernen. Ran erst die Photographie-Rahmen in allen Größen und Arten! Hella und ich als Brautpaar verläßt aus einem Bronzetrans schauend, Hella als Schulkind, vier Freundsinnen, zwei bekannte Opernsänger „mit Unterschrift“ (ich bin nicht eifersüchtig) — die ganze kaiserliche Familie — alle unter Glas und Rahmen auf dem Schreibtisch meiner Frau.

Aber das ist noch lange nicht alles. Dazwischen treiben sich noch vier Porzellanamoretten, sieben Bronzeterrien und zwei ebenfalls dünnhäutige Glasvasen herum, nicht zu vergessen die mit Weißlein bemalte hellgrüne Atlas-Schreibmappe und das kunstvoll geschnitzte Pflaster ohne Namenszug. Ist das nicht entzückend? Man kann sich gar nicht vorstellen, wie reizend dieser geschmückte Schreibtisch in seiner zartgrünen Farbe und den schlichten Linien zwischen den geschwungenen goldenen Notostiftlöchern wirkt. Es erfordert wirklich Artistenhandwerk, sich daran vorbeizuschlängeln, ohne etwas umzuwerfen.

Hella staubt das alles höchst eigenhändig ab, während ich mich begnüge, die Herrlichkeit von Weitem zu bewundern. Denn einmal habe ich beinahe ein Unheil angerichtet! — mit Schaudern denke ich an dies „einmal“. Das war an einem Puh- und Scherntag gewesen. Die von Hella unlagbar gestrichelte Puffhose waltete in meinem Arbeitszimmer ihres Amtes und übersehnte meine Fußboden mit Riesenschritten. Ich hatte eine wichtige Arbeit vor, die bis zum Abend in der Redaktion sein mußte, und wollte zur Eile antreiben, aber Hella beschwor mich in allen Tonarten, ihr nicht die Ungründe der Frau Schmidt zuzuziehen: „Laß doch die dumme Arbeit, Schatz! Wir

wollen lieber etwas spazieren gehen — der Tiergarten ist jetzt so herrlich!“

„Kind, das geht nicht. Erst die Pflicht und dann das Vergnügen. Die Zeitung kann ebenso wenig warten wie die Eisenbahn.“

Meine kleine Frau murmelte etwas, das ich lieber nicht wiederholen will, sonst könnte ich mir von Seiten aller Zeitungen einen Injurienprozeß zuziehen; ich machte mich auf die Suche nach einem stillen Arbeitsplatz. Das Speisezimmer war noch unordentlich, der Frühstückstisch unahgeräumt — Anna mußte ja der Frau Schmidt helfen und sie bedienen —, das Schlafzimmer noch ungemüthlicher. Seufzend nahm ich meinen Pack Papier und floh in den Salon. Ah — der Schreibtisch!

Ich holte mir einen soliden Stuhl, aus meinem Zimmer und ließ mich nieder. Dann faßte ich den zierlichen goldenen Griff und zog die mit hellblauem Tuch bezogene Schreibmappe heraus — hier ging's in demselben Moment und Hella kürzte schreckensbleich herein: „Theo, was machst Du denn da?“

„Was ich mache? Frage! — Schreiben will ich, hier an Deinem Schreibtisch —“

„O meine Vase! O meine Engelchen! Mein Hundchen!“

Entsetzt blickte ich auf die Folgen meiner Mißthat: Scherben! Scherben! „Na, Kind — meine nur nicht, ich laufe Dir alles wieder! Beruhige Dich doch, Liebling! Sieh mal, im Grunde genommen ist der Schreibtisch doch einmal dazu da —“

Hella öffnete weit die erstaunten Augen: „Wozu? Um Sachen zu zerbrechen?“

Niemals vergesse ich den Blick, den sie mir zuwarf! Ein entsetztes Grauen lag darin, als ob ich eine Entscheidung ausgesprochen hätte. Seit dieser Zeit...

Seit dieser Zeit gehe ich ins Caféhaus, wenn die Frau Schmidt in meinem Arbeitszimmer „schwimmt“. Ich werde mich wohl hüten, noch einmal den Schreibtisch meiner Frau zum Schreiben zu benutzen. Und sie selbst, meine kleine, liebe Hella? werden Sie fragen — schreibt sie nie Briefe?

Aber ja, sie schreibt Briefe. Das Briefpapier liegt in einer bunten Pappschachtel, und diese befindet sich rechts im Büffel — die dazu gehörige Feder wird meist von meinem Arbeitsstisch geholt, und das Tintenfaß balanciert auf den unglücklichen Tischchen umher. Zur Unterlage dient gewöhnlich die Tageszeitung — manchmal auch ein wichtiges Manuskript von mir — beileibe nicht die mit Weißlein bemalte hellgrüne Atlas-Schreibmappe!

Aber entzückend ist der Schreibtisch meiner kleinen Frau trotzdem! *

Ruhen des Walfischfangs.

Einen Konsularbericht aus Christiania zufolge hat sich der Walfischfang in Folge der mannigfachen Verwertung des Tranes und anderer Walfischprodukte zu einem recht nutzbringenden Geschäft unternehmen entwickelt. Trotz der beständigen Zunahme der Lieferung von Tran und Fischbein, geht der Preis fortwährend in die Höhe. Eine norwegische Gesellschaft, deren Walfischfänger mit großem Erfolg im Südpolar-Meer dem Fang obliegen, hat jüngst 70 bis 85 Prozent Dividenden auf das angelegte Kapital ausgeschüttet. Die Nachfrage nach Walfisch-Produkten ist so bedeutend, daß 75 Prozent der Verluste für 1910 schon im Voraus verkauft waren.

Der Fang eines Walfisches per Woche und Schiff wird als recht befriedigend betrachtet. Es würde dies für zweiundfünfzig Walfische etwa 160 Tonnen Tran, 10 Tonnen Walfischbein und 1000 Tonnen gewöhnliches Erzeugen. Der Grönlands- und Südpolar-Walfisch sind die wertvollsten für Gewinnung von Fischbein. Walfische scheinen am zahlreichsten in den Südpolen in der Nähe von South Georgia, South Seland, Arguelen und an den Küsten von Süd-Amerika und Afrika vorzukommen. In den nördlichen Meeren sind die augenscheinlich in der Abnahme begriffen und es werden dort nur geringe Ausbeuten gemeldet. Konjunktive Sachverständige behaupten, der Walfischfang werde bald in Folge Knappheit der Walfische weniger nutzbringend sei. Es wird veranschlagt, daß die Weltproduktion an Tran im Jahre 1910 sich auf 600,000 Faß von je 375 Pfund belief, wovon 344,000 Faß von norwegischen Walfischfängern erbeutet wurden.

China widersteht sich der 300 Millionen Anleihe, wie sie das Mächte-Finanzkongress vorschlägt. China fürchtet, daß es für das Interesse der Mächte zu hohe Interessen zahlen muß.